

Inhalt

Vorwort	7
1. Die Eule mit den blauen Augen	9
2. Der Jakobsweg	19
3. Veränderungen aller Art	27
4. Mama, was ist Alzheimer?	35
5. Vertraut – und doch so neu	42
6. Tränen	50
7. The Great Pretender	59
8. Darf man Humor haben...	67
9. Adaptionen	74
10. Die erste und die letzte Liebeserklärung	83
11. Laurel & Hardy	90
12. Helfende Hände – Heilende Worte	97
13. Das Weihnachtswunder	105
14. Der letzte Wunsch	112
15. Ein neues Zuhause	119
16. Licht und Schatten	126

17. Neue Räder	134
18. Los Vagabondos del Amor	142
19. Der Sommer ohne Sonne	148
20. Die Todesnachricht	157
21. Das letzte Lied	164
Zum Autor	170
Appendix	171

Vorwort

Die Erinnerung ist eine trügerische Sache. Man glaubt zwar, sich in akkurater Art und Weise an ein Ereignis zu erinnern, muss aber dann oft hinterher feststellen, dass die eigene Erinnerung so akkurat gar nicht war. Aus diesem Grund begann ich Mitte der 90er-Jahre mit dem Führen eines Tagebuchs, damit meine Vergangenheit mir nicht verloren gehen möge. Ich wollte meine Lebensereignisse so gut dokumentiert wissen, dass diese nicht in einem Orbit von Verklärung und Ungenauigkeit untergehen würden. Oft habe ich in diesen Büchern geblättert, um zu sehen, wie sich die Dinge zu der Zeit, als ich sie niederschrieb, tatsächlich zugetragen hatten. Es ist wohl unnötig zu erwähnen, dass diese Tagebücher eine wesentliche Grundlage für das hier vorliegende Buch darstellten.

Was jedoch, wenn die Erinnerung Schritt für Schritt gänzlich verschwindet, sodass vertraute Personen plötzlich fremd und alltägliche Handgriffe zur unlösbaren Aufgabe werden? Was, wenn man sich in den eigenen vier Wänden nicht mehr zurechtfindet? Als ich mich zu Beginn des neuen Millenniums mit der Situation konfrontiert sah, dass meine Mutter offenbar an Alzheimer erkrankt sein dürfte, bedeutete dies für mich zunächst einmal nackte Ohnmacht. Ich wusste genug von diesem Krankheitsbild, um mir den damit verbundenen Horror vorstellen zu können. Ich wusste genug, um zu wissen, dass diese Krankheit Mama's sicheren Tod bedeuten würde. Ich war verzweifelt und fühlte mich wie ein einsamer Mensch am Ende der Welt!

In weiterer Folge, als die Krankheit ihren Lauf zu nehmen begann, stellte ich fest, dass dies keineswegs »das Ende der Welt« bedeutete. Natürlich ging es um einen geliebten Menschen, den ich in absehbarer Zeit verlieren würde – aber noch war dieser Mensch ja am Leben. Im Angesicht des Todes wird die Zeit zu einem kostbaren Gut – das war es, was ich mir bewusst machte. Ich wollte die Zeit, die mir mit meiner Mutter noch blieb, maximal nützen.

In dieser Lebensphase kam ich dann auch auf die Idee, meine gewonnenen Erfahrungen in Buchform zu bringen. Mein Ziel dabei war, genau jenes Buch zu verfassen, das ich selber gerne gelesen hätte, als die Krankheit begann, von meiner Mutter Besitz zu ergreifen. Es ging mir dabei nicht darum, die Geschehnisse möglichst schön oder romantisierend wiederzugeben, sondern die Dinge so zu erzählen, wie sie sich zuge tragen hatten. Entstanden ist dabei eine Geschichte über eine Mutter, einen Sohn, über Veränderungen, Erfindungsgeist – und vor allem über viel Liebe.

1. Die Eule mit den blauen Augen

Warum bloß haben so viele Menschen Angst vor ihrem 40er? Ich konnte diese Empfindung so ganz und gar nicht teilen, was jedoch nicht weiter erstaunt, denn mein Leben befand sich sozusagen »in full flight«. Zum einen hatte ich einen sehr befriedigenden, ebenso wie einträglichen, Brotberuf im Bereich der Filmuntertitelung, und zum anderen konnte ich mich auch künstlerisch gerade sehr gut verwirklichen. Dazu kam, dass ich mit einer Frau liiert war, die eine bessere Weggefährtin nicht hätte sein können – aber dazu möchte ich später noch kommen.

Um zu verstehen, wie sich die Kurve, die mein Leben ab dem Jahr 2004 nahm, angefühlt hat, muss ich zunächst ein bisschen was zu meiner Person preisgeben. Ich war ein typisches urbanes Einzelkind der 60er-Jahre, das jede Menge Aufmerksamkeit von seinen Eltern bekam. Das war einerseits schön, hatte andererseits aber wohl seine Nachteile – zum Beispiel, wenn es um meine Schandtaten ging, die natürlich ebenfalls aufmerksam beäugt wurden. Mein Elternhaus sah so aus wie viele andere zu dieser Zeit auch. Mein Vater war Alleinverdiener, meine Mutter für den Haushalt und damit verbunden primär für meine Erziehung zuständig. So verbrachte ich naturgemäß sehr viel Zeit mit ihr und wurde auch nachhaltig stark davon geprägt. Meine Liebe zur englischen Sprache hätte ich beispielsweise kaum in dieser Weise entwickeln können, wenn da nicht meine Mama, meine »Mom«, gewesen wäre. Sie hatte in ihrer Jugend ein paar Jahre in England gelebt und gearbeitet, was in den 50er-Jahren einen weitaus größeren Schritt darstellte, als dies heute der Fall wäre. Daraus resultierte, dass es ein sehr kosmopolitisches Weltbild war, das sie an mich weiterzugeben vermochte.

Mein Vater war da schon etwas anders drauf: ein bodenständiges Alphanier und ein Praktiker durch und durch. Er spielte in seiner Jugend Klarinette und Saxophon und auch im aktiven Fußball hatte er »sein Leiberl«. Als er dann Ende der 50er-

Jahre *seine* Helga, *meine* Mama, kennen und lieben lernte, krepelte er sein Leben jedoch ziemlich um. Die Musik war nun kein so großes Thema mehr, dafür aber legte er die Meisterprüfung in seinem Beruf, der Spenglerei, ab, in dem er in den Folgejahren ziemlich erfolgreich war. Man konnte also mein Elternhaus als durchaus »bürgerlich« beschreiben, was in mir die Frage aufkommen ließ, warum ich, der ich eindeutig zur Hippiekultur der 60er-Jahre tendierte, mich gerade in einem solchen wiederfand, und nicht etwa in einem mit künstlerischer Ausrichtung. Doch auch auf diese Frage habe ich mit der Zeit eine Antwort gefunden. Heute weiß ich, dass zahlreiche Eigenschaften, die meine Person ausmachen, mir sehr wohl von meinen Eltern vermittelt wurden. Hätte meine Mutter mir nicht bereits als Kind die englische Sprache nähergebracht, wäre ich jetzt wohl kaum der Singer/Songwriter, der ich bin. Hätte mein Vater in seiner Jugend nicht vor Publikum musiziert, hätte ich vielleicht heute nicht die Extrovertiertheit, die für einen Bühnenauftritt notwendig ist. Ich gehörte also – ganz offensichtlich – in gerade dieses Elternhaus.

Zur Musik kam ich schon in sehr frühen Jahren. Zunächst war es die Plattensammlung meiner Eltern, die auf mich eine große Anziehung ausübte. Obwohl mein Vater es sonst nicht so wahnsinnig gerne sah, wenn ich mit den technischen Geräten im Haushalt hantierte, durfte ich – sobald ich alt genug war – den Plattenspieler ohne weiteres bedienen. Meine Eltern dürften bemerkt haben, dass ich mit den alten Platten, dem Tonarm und allem, was dazu gehörte, extrem sorgsam umging. Mir war das Gerät, aus dem die Musik herausströmte, einfach heilig. Eine Erklärung dafür, wie es möglich sein konnte, dass dieser Kasten, genannt Plattenspieler, einfach so Klänge produzierte, hatte ich als kleines Kind natürlich noch nicht. Ich blickte sogar manchmal von der Geräterückseite in das Innere, um jenes kleine Orchester zu finden, das sich darin verborgen haben musste, da sonst ja keine Musik hätte erklingen können.

Das »kleine Orchester« habe ich zwar nicht gefunden, dafür aber eine Welt, die facettenreicher nicht hätte sein können. In dieser gab es alles, was das junge Herz begehrte: Jazz, Crooner, Klassik, Wienerlieder, Film- und Operettenmusik und

vieles mehr. Ich lernte Vielfalt bereits in einem Alter kennen, in dem ich noch nicht einmal die Bedeutung dieses, für mich in späteren Jahren so wichtigen, Wortes kannte. Als ich dann 9 Jahre alt war, schenkten mir meine Eltern zu Weihnachten ein Akkordeon. Dieses Instrument stellte für mich zwar nicht die allererste Wahl dar, aber es verhalf mir zu einer Art »musikalischer Stimme«. Wann immer ich eine Melodie nachempfinden wollte, konnte ich mir das Akkordeon greifen, um genau das zu tun. Außerdem räumte es mir die Möglichkeit ein, schon im Alter von 10 Jahren erstmals auf einer Bühne zu stehen, genauer gesagt zu sitzen, und somit mein Lampenfieber recht bald zu verlieren. Bereits wenige Jahre später, genauer gesagt im Sommer 1977, passierte dann der nächste Schritt in meiner musikalischen Entwicklung. Ich war damals gerade 12 Jahre alt und hegte ein gesteigertes Interesse an der Person Elvis Presley. Alles an diesem Mann faszinierte mich, sein kometenhafter Aufstieg, seine Fähigkeit, Gefühle derart authentisch rüberbringen zu können, seine Songs, einfach alles. Im Jahr 1977 kam bei uns gerade der Punk als neue Musikrichtung auf – ich lag also mit meiner Bewunderung für Elvis nicht gerade im Trend und war somit nicht selten Spott und Häme meiner Mitschüler ausgesetzt. Auch in dieser Hinsicht war Mama meine beste Verbündete, denn sie verstand genau, warum ich Elvis gar so interessant fand. Schließlich hatte ich ihn ja durch ihre Plattensammlung kennengelernt. Als sich im Sommer, kurz nach Elvis' Tod, die Wiener Kinobetreiber anschickten, seine Filme in ihren Spielplan zu nehmen, hatte mich Mama öfter als einmal begleitet, um sich mit mir gemeinsam diese Filme anzusehen. Ich vermute fast, dass ich in diesem Sommer die meisten Kinobesuche meines gesamten Lebens absolvierte. Für mich war Elvis einfach das Non plus ultra – die Art wie er sang und wie er seine Gitarre bearbeitete. Meine Bewunderung ging so weit, dass für mich schließlich eines feststand: Das, was Elvis tat, wollte ich auch machen. So also begann ich bereits während des Schuljahres, meine Eltern systematisch »weichzuklopfen« – ich wollte, nein: Ich brauchte unbedingt eine Gitarre. Doch zunächst einmal stieß dieser Wunsch auf taube Ohren. Das lag zum einen daran, dass meine Leistungen in der Schule einiges zu wünschen übrig ließen, und zum anderen war man sich nicht sicher, ob die Sache mit der Gitarre nicht nur eine vorübergehende Laune war, die

sich nach ein paar Wochen wieder legen, und das Instrument in einer Ecke verstauben würde.

Anfang August 1977 sollte es allerdings dann doch soweit sein. Ich kam gerade von einem 3-wöchigen Aufenthalt bei Verwandten in Tirol zurück und meine Eltern holten mich vom Bahnhof ab. Auf der Fahrt zu unserer Wohnung ließ Mama mir gegenüber immer wieder die Bemerkung fallen, dass ich mich heute noch sehr freuen würde. Als ich dann mein Zimmer betrat, gingen mir förmlich die Augen über – da stand sie: meine erste Gitarre! Es handelte sich um ein klassisches Modell der Marke Shiro, was mir damals natürlich noch nicht viel sagte. Aber das war zunächst egal – mein sehnlichster Wunsch war in Erfüllung gegangen. Ich fühlte mich wie der König der Welt! Auf eben dieser Gitarre habe ich bereits ein Jahr später meinen ersten Song komponiert, ein weiteres Jahr später – mit erst 14 Jahren – damit auf einer von Wiens größten Fußgängerzonen Straßenmusik gemacht und in den Jahren danach ungefähr 80 % meiner Lieder, von denen es mittlerweile mehrere hundert Stück gibt, komponiert. Wenn ich heutzutage den einen oder anderen Auftritt mit akustischer Musik spiele, greife ich immer noch gerne auf dieses Instrument zurück, weil es mir so sehr ans Herz gewachsen ist. Diese Gitarre ist eine Lady für mich, eine Lady, die mich immer verstanden hat und mit mir bereits durch dick und dünn gegangen ist. Ich kann mir nicht vorstellen, wie ich reagieren würde, falls mir diese Gitarre einmal gestohlen werden sollte. Und ich will es mir auch nicht vorstellen müssen.

Aber nun wieder zurück ins Jahr 2004: Ich war Sänger und Frontman der Band »Burn Again«, die sich dem Covern von Rockklassikern der 60er- und 70er-Jahre, wie auch dem Performen von eigenem Material verschrieben hatte. So konnte ich unter anderem meine Qualitäten als Songwriter gut einbringen. Bei all diesen Aktivitäten musste ich meinen Anspruch, dass das Leben *mir* etwas zu bieten hätte, nie gänzlich fallen lassen. Ich habe nie geheiratet, mich nicht fortgepflanzt – stattdessen lieber das Leben genossen und meinen Horizont erweitert. Ich konnte meinen Neigungen und Interessen nachgehen, in einer Art und Weise, wie es vielen meiner Freunde und Bekannten nicht möglich war. Damit meine ich

jene, die sich – anders als ich – nicht vor der Verantwortung gedrückt haben, eine Familie zu gründen und ein geordnetes Leben zu führen. All diese Verbindlichkeiten waren mir fremd, wie auch zuwider. Ich war also – wenn man so will – von einer gewissen Blauäugigkeit und das nicht nur im übertragenen Sinn. Zu meinen markantesten körperlichen Merkmalen gehören zweifelsohne meine blauen Augen, auf die vor allem meine Mama sehr stolz war, weil ich diese ja von ihr »geerbt« hatte, wie sie immer wieder betonte. Überhaupt kam es mir in der letzten Zeit so vor, als würde Mama gewisse Dinge öfters wiederholen. Das beunruhigte mich zunächst allerdings nicht sonderlich, weil Menschen mit den Jahren durchaus schrulliger und auch vergesslicher werden. Dennoch wurden ihre kleinen »Aussetzer« im Jahr 2004 immer wieder einmal zum Thema.

Einer der ersten Vorfälle, die mich etwas ins Grübeln brachten, war jener rund um den Schriftsteller Thomas Bernhard, den ich vor Kurzem erst für mich entdeckt hatte. In einem unserer Mutter/Sohn-Gespräche ließ sie die Bemerkung fallen, dass sie von ihm gerne einmal etwas lesen würde. Ja, so kannte ich meine Mama: ein wissbegieriger »Bücherwurm«, der gerne etwas Neues kennenlernte. Von ihr hatte ich schließlich die Liebe zu Büchern gelernt. »Bücher sind Freunde«, so hatte sie immer zu mir gesagt, als ich noch klein war, was zur Folge hatte, dass ich meine – damals noch bescheidene – Bibliothek auch so behandelte. Achtloser Umgang, Eselsohren, Verborgnen – all das kam bei mir nicht infrage. Auch die städtischen Bibliotheken wurden – und werden – an mir nicht reich. Ich möchte schließlich meine eigenen Freunde haben, keine geborgten. Bis zum heutigen Tag hat sich an dieser Einstellung nichts geändert. Dass ich mich nach Mama's Tod entschlossen habe, ihr ein Buch zu widmen und nicht etwa einen Song, obwohl das ja auch naheliegend wäre – und vielleicht auch eines Tages geschehen könnte – wird wohl kein Zufall sein. Bücher waren stets ein verbindender Faktor zwischen uns und wir haben in der Vergangenheit vielfach welche miteinander getauscht. »Darf ich das Buch X auch lesen, wenn du damit durch bist?« oder »Buch Y würde mich auch sehr interessieren«, so bekam ich öfter von ihr zu hören – und vice versa. Klar, dass wir einander über die Jahre